



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Gesiegt nach hartem Streite.

---

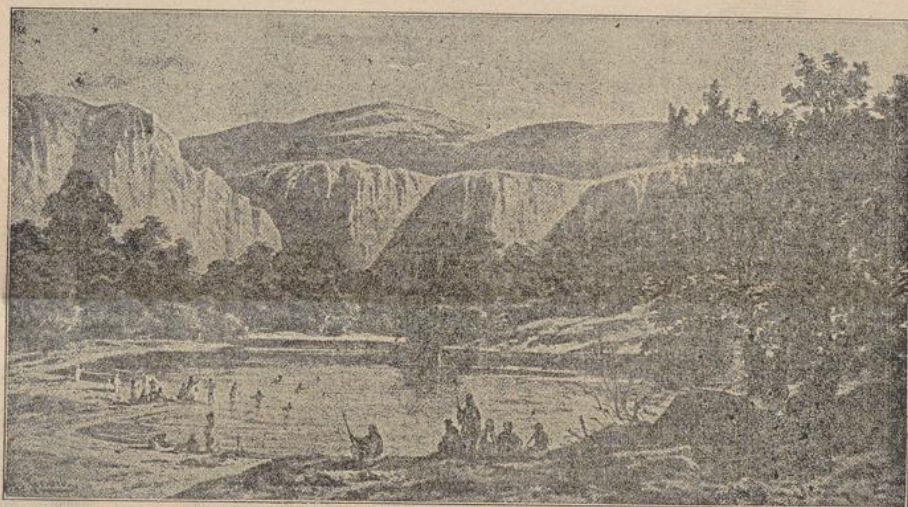
als er in einer sternenhellen Nacht die Herrlichkeit des gestirnten Himmels betrachtete. So konnten aber auch wir Pilger ausrufen, als wir nach zehntägigem Aufenthalt im hl. Land wieder auf unserm Schiffe waren, um nun die Heimfahrt anzutreten. Denn viel Erhebendes und Bewunderungswürdiges hatten wir im Heimatlande unseres Herrn und Erlösers schauen dürfen. An all den heiligen Stätten seines Lebens und Leidens wird sein Name hochgepriesen. Nicht nur „aus dem Munde der kleinen Kinder hat er sich Lob bereitet“, sondern klein und groß, reich und arm, Pilger aus allen Ländern und Nationen stimmen ein in das Lob unseres Herrn, dessen „Name wunderbar und dessen Herrlichkeit hoch erhöht ist über die Himmel“.

Bevor wir abfuhrten, warfen wir nochmals einen Blick hinüber auf die schöne Stadt Jaffa, die im hellen Sonnenglanze vor uns lag. Unser geistiges Auge aber schaute weiter; es schweifte hinüber über die Häuser und Türme der hochgelegenen Stadt und ruhte nochmals auf all den lieben Orten, die wir zu besuchen das Glück

zung, die Fesseln, sind nur die Pächter, die Abgaben und Steuern zu zahlen haben, ob sie von ihren Feldern und Gärten einen Ertrag haben oder nicht. Jeder Baum ist besteuert. Trägt er keine Frucht mehr, so wird er vom Pächter einfach umgehauen und als Brennholz verkauft. So hat er immerhin noch einen kleinen Nutzen davon und braucht dafür keine Steuer mehr zu zahlen. Die traurige Folge eines solchen Verfahrens aber ist, daß das Land arg entwaldet ist, immer unfruchtbarer wird und zuletzt einen kahlen, öden Anblick darbietet.

Doch all das vermochte uns Pilgern die Begeisterung nicht zu nehmen. Waren wir doch nicht gekommen, um die Schönheit des Landes zu bewundern, sondern um die hl. Stätten zu besuchen, die es wie kostbare Edelsteine in seinem Innern birgt. Darum waren wir hochbefriedigt von unserm Aufenthalt im hl. Land und fuhren voll Dank gegen Gott wieder von Jaffa ab.

(Fortsetzung folgt.)



Die Taufstelle am Jordan.

gehabt hatten. Sie hatten in uns Pilgern den besten Eindruck hinterlassen und sich unserm Gedächtnisse tief eingepägt.

Das Land selbst gewährte uns oftmals einen recht düsteren Anblick. Zahlreiche Bergrücken und weit ausgedehnte Höhenzüge sind unfruchtbar, ohne Baum und ohne Strauch, wüst und leer. Wir mußten nur allzubald gewahren, daß Palästina nicht mehr das Land ist, das von Milch und Honig fließt, wie zur Zeit der Patriarchen oder wie zur Zeit Christi, wo es noch ein blühendes, fruchtbares Land war. Es ist, als ob die steinigten Höhen und die öden Berge mit ihren kahlen Häuptern an den göttlichen Fluch erinnern wollten, der auf dem ehemals so gesegneten Lande ruht. Das Land hat wie seine Hauptstadt Jerusalem die Zeit der Gnade und Heimführung nicht erkannt. Darum kamen über Land und Leute harte Prüfungen, Kriege und Verheerungen, die nicht spurlos vorübergegangen sind.

Dazu verfiel Palästina der Herrschaft des Mohammedanismus, dem vier Fünftel der Gesamtbevölkerung (700 000 Seelen) angehören. Fast der gesamte Grund und Boden gehört dem Staat; die arme Landbevölke-

### Gesiegt nach hartem Streite.

(Fortsetzung.)

Maitisch lebte also wieder mitten unter den Heiden. Hatte er nun erreicht, was er wollte? Keineswegs. Er hatte wie Jonas dem Herrn entfliehen wollen, und jetzt nahm ihn dieser in seine Schule, in die Leidenschule, die schon so viele verstockte Sünder auf bessere Wege brachte.

Wie schon früher bemerkt, hatte Maitisch nur drei Kinder. Xaver, der älteste Knabe, war in der Missionschule, die beiden andern bei den Eltern, im heimatlichen Kraal. Nun wurde plötzlich der jüngste Knabe schwer krank und starb rasch dahin. Ein schwerer Schlag für den Vater! Er eilte zur Missionsstation, um durch Bitten und Lockungen seinen ältesten Sohn zur Rückkehr zu bewegen. Doch dazu war der brave Xaverius um keinen Preis zu bewegen; er fing im Gegenteil an, dem Vater ernstlich ins Gewissen zu reden.

„Vater,“ sagte er, „ich fürchte, der Tod meines jüngsten Bruders war eine Strafe Gottes. Du hättest nicht zu den Heiden gehen, sondern hier bleiben und auch ein Christ werden sollen. Siehe, ich bete jeden Tag für

dich und die Mutter und den Bruder, aber ihr müßt auch beten. Vater, du glaubst nicht, was es Schönes ist um das Beten, und welch eine Freude und welch ein Friede dadurch einkehrt in die Seele. Versuche es nur einmal, bete, besuche die Katechese, und komme jeden Sonntag hieher zum Gottesdienst in die Kirche, und der liebe Gott wird dir dann auch entgegenkommen und wird dich segnen und glücklich machen!"

So der brave Sohn. Der Vater hörte ihm erstaunt zu; diese Sprache war ihm neu. Ja, er wollte es versuchen und versprach dem hocherfreuten Kaverius, fortan zur Kirche zu kommen. Er hielt auch sein Versprechen, kam jeden Sonntag zum Gottesdienst und auch sein Weib Mamahlela mußte mitgehen.

Das ging so mehrere Jahre. Waren sie nun bekehrt, ließen sie sich taufen? Nichts von alledem. Nach außen erschienen sie wie Christen, doch im Herzen blieben sie Heiden. Maitisch hinkte nach beiden Seiten, wollte die Segnungen des Christentums genießen und das freie,

Kranken zur Missionsstation zu bringen. „Die Missionare," sagte er, „haben auch gute Aerzte und Krankenpfleger und tun alles umsonst, um reinen Gotteslohn. Die ganze Kur kostet nichts; und sollten sie den Kranken auch nicht mehr gesund machen können, so können sie doch seine Seele retten und ihm durch Spendung der heiligen Taufe den Eintritt in den Himmel öffnen."

Der Vater schwankte, schwankte lange. Sein Herz war noch voller Vorurteile; er glaubte, ein Kranker, der sich taufen lasse, müsse unbedingt sterben. Das hatte er ja schon oft erfahren; da und dort war ein Heide krank gelegen, man hatte ihn getauft und kurz darauf war er gestorben. Sicherlich würde es seinem Sohne ebenso ergehen. Nein, sein Kind der Missionsstation zu übergeben, dazu konnte er sich nicht entschließen; er wollte es nicht dem sichern Tode preisgeben.

Anders die Mutter; sie drängte und drängte, und auch der Kranke selbst wiederholte immer wieder und wieder die alte Bitte, man solle ihn zu den Ama-Romas



Der Teich Bethesda in Jerusalem.

ungebundene Leben eines Heiden führen. Doch das bloße Kleid macht nicht den Christen, und der bloß äußerliche Besuch der Kirche tut es auch nicht. Der Herr spricht: „Mein Sohn, schenk mir dein Herz“, und da dieser stolze Heide sich nicht dazu verstehen wollte, nahm er ihn ein zweitesmal in die Leiden schule.

Der einzige Sohn, den Maitisch noch zu Hause hatte, ein Knabe von etwa 14 Jahren, fing ebenfalls zu kränkeln an, und sein Zustand wurde immer bedenklicher. Der besorgte Vater rief mehrere berühmte Kafferndoktoren herbei und gab viel Geld aus für Medicinen, doch eine Besserung wollte nicht eintreten. In einer Entfernung von sechs Stunden wohnte ein sehr geschickter schwarzer Heilkünstler. Man riet ihm, seinen Sohn dorthin zu bringen; er habe schon vielen geholfen und würde sicherlich auch seinen Sohn kurieren; schon die bloße Luftveränderung würde viel zur Genejung beitragen. . . Maitisch befolgte den Rat, doch auch dieser Heilversuch schlug fehl; der Knabe kam gebrochener zurück, als er hingegangen war.

Nun griff unser Kaverius ein. Er liebte seinen einzigen Bruder über alles und drang in den Vater, den

tragen, dort hoffe er Hilfe zu finden. So gab er endlich widerwillig nach. Eines Tages, es war ein rauher, kalter Regentag und schon spät am Nachmittag, nahm er sein Kind, das nicht mehr gehen konnte, auf den Rücken und machte sich mit seiner Frau, die zeitweilig auch die schwere Last trug, auf den Weg zur Missionsstation. Er hatte absichtlich eine so späte Stunde gewählt und ging lieber in der Dunkelheit, als am hellen Tag; man sollte ihn nicht sehen, und seine alten Freunde sollten nicht sagen, daß er jetzt, zur Zeit der Not, den weißen Fremdlingen nachlaufe.

Es war schon stockfinstere Nacht, als er in Czestochau ankam. Vor der Station machte er mit seiner schweren Bürde Halt. Er mußte ruhen, mußte sich sammeln; daher setzte er sich nieder ins nasse Gras, stützte nach Kaffernart die Ellenbogen auf die Knie, hielt den Kopf mit beiden Händen und stierte stumm vor sich hin. Was will er denn? Welche Gedanken bestürmen denn auf einmal so heftig seine Seele? Wir sollen es gleich hören.

„Weib," jagte er, „komm, laß uns wieder umkehren! Ich will mit meinem Kinde nicht vollends hineingehen

in das Heim dieser Fremden. Sie sollen den Knaben nicht taufen, denn das wäre bloß sein sicherer Tod. Ach, wie konnte ich doch so töricht sein, daß ich mich betören ließ, mein liebes, krankes Kind hierherzuschleppen! Komm, Weib, wir gehen wieder heim!" —

„Wie, jetzt wieder heingehen mit dem erschöpften, todfranken Knaben, mitten in der Nacht, bei solchem Wetter? Unmöglich, das können wir nicht; das brächte den Knaben um!“

„Gut, so bleiben wir da; aber zur Missionsstation, ins Krankenhaus gehe ich nicht. Es ist hier in der Nähe des Umsinkulu-Flusses eine Strohhütte, die dem Fährmann bei großer Hitze und schlechtem Wetter als Unterschlupf dient, dort wollen wir übernachten und die Morgenstunde abwarten; dann gehen wir zusammen wieder heim.“

Gesagt, getan. Sie schleppen den vollständig durchnässten, von Fieber und Kälte zitternden Knaben zur besagten Hütte, um dort zu übernachten. Welch eine

der Vater, „beten können wir schon und das dürfen wir so gut wie die Christen, obgleich wir nicht getauft sind. Ja, wir wollen beten; vielleicht hilft es doch. Er kniete nieder und betete mit lauter Stimme das Vater unser, das er so oft beim Unterricht und Gottesdienst gehört hatte. Und als er damit fertig war, wiederholte er es und betete ein zweites Vater unser und dann ein drittes.“

Nach dem dritten aber sprang er auf und eilte der Missionsstation zu. Sein stolzer Sinn war gebrochen. Er rannte zum Krankenhaus, dort klopfte er an und schämte sich nicht mehr, dem Krankenbruder seine Not zu klagen. Eigentlich hat er bloß um etwas trockenes Holz, um für sein krankes Kind ein Feuerchen zu machen; doch wie Bruder Eduard hörte, daß der arme Knabe drüben in der elenden Strohhütte am Umsinkulu liege, nahm er sofort Mantel und Laterne und eilte mit dem Vater der Hütte zu. Wenige Minuten darauf waren sie wieder zurück; sie saßen jetzt im warmen Krankenstübchen, der Knabe hatte frische Leibwäsche bekommen, lag im weichen



Marktleben in Jerusalem.

Torheit! Ein paar hundert Schritte vom Flusse entfernt lag die Missionsstation, wo man den armen Kranken sofort mit aller Liebe aufgenommen hätte; doch der verblendete Heide trug ihn nach der elenden, halbzerfallenen Strohhütte, wo Wind und Regen überall eindrang und kein trockenes Plätzchen mehr zu finden war. Hier kauerten sie sich nieder. Sie hatten weder eine Binsenmatte bei sich, um darauf zu liegen, noch eine Wolldecke, den Kranken darin einzuhüllen. So nahm ihn denn die Mutter auf den Schoß, um ihn ein wenig zu erwärmen. Der Vater wollte ein Feuerchen anmachen und suchte Brennholz. Holz fand er unter den großen Eufalyptusbäumen in Menge, doch es war durch und durch naß und wollte daher nicht brennen, so sehr er sich auch abquälte.

So saßen sie hier eine Stunde und zwei in stockfinsterer Nacht, ohne Licht, ohne Feuer, in Sturm, Regen und Kälte; und bei ihnen lag der zitternde, todfranke Knabe und schluchzte und weinte.

„O, wenn wir doch nur Christen wären,“ jammerte der Kranke, „dann könnten wir zum großen Gott beten; der würde uns schon trösten!“ — „Betet?“ erwiderte

Bett und trank gierig einen stärkenden Tee, den der treu-besorgte Bruder ihm reichte.

Am nächsten Morgen eilte Bruder Eduard zum Vater Missionar und meldete ihm den ganzen Vorfall. Er kam sofort, besah sich den kranken Knaben, erkannte, daß Gefahr auf Verzug sei und taufte ihn auf den Namen Joseph. So war nun wenigstens seine Seele gerettet, denn auf leibliche Genesung war keine Aussicht mehr. Zu gleicher Zeit sprach der Missionar ernste Worte zum Vater des Knaben, er solle nicht länger schwanken zwischen Heidentum und Christentum, sondern die Bande brechen und sich ganz Gott hingeben, der ihm hier, in dem kranken Knaben, neuerdings eine ernste Warnung zugehen lasse.

Maitisch hörte den Priester ruhig an, doch befehrt war er noch nicht; es steckte noch immer der alte Heide in ihm und sein Herz steckte noch voll alteingewurzelter Vorurteile; das zeigte sich sofort in eklatanter Weise. Kaum war nämlich der Missionar fort, da sagte er zu seinem Weibe: „Komm, wir gehen jetzt wieder heim und auch den Knaben nehmen wir mit. Er ist jetzt getauft, darum muß er sterben; da hilft nichts mehr. Es ist aber doch

besser, er sterbe daheim, in unserer Hütte, als hier im fremden Hause."

Bruder Krankenwärter machte Einwendungen, wies auf den bedenklichen Zustand des Kranken hin und betonte, wie gut er hier gepflegt werde, viel besser als daheim, wo man hundert Dinge nicht habe; umsonst, der Vater blieb bei seiner Erklärung, und auch die Mutter stimmte ihm nun bei: „Ja, bei uns, zu Hause, soll mein Kind sterben und ich selber will es bis zum letzten Augenblicke pflegen.“ Auch Xaver kam herbei; er hatte schon der Taufhandlung beigewohnt und bat nun dringend den Vater, den sterbenden Bruder hier zu lassen. — Die einzige Antwort des Vaters war: „Er ist jetzt getauft, und darum muß er sterben er soll aber zu Hause sterben, und nicht bei fremden Leuten!"

„Vater, der Taufe wegen muß niemand sterben. Sieh nur mich an; ich bin schon seit Jahren getauft und lebe immer noch; ich fühle mich kerngesund.“ — „Das ist was anderes, Kind! Du warst damals gesund; dein Bruder aber ist krank; und wenn ein Kranker getauft wird, muß er sterben.“ Sprach's, nahm den kranken Knaben auf den Rücken und wanderte mit seiner Frau wieder dem heidnischen Kraale zu. —

Ein paar Tage darauf war der kleine Joseph tot. Möglich, daß dem lungenkranken Knaben die Strapazen während jener Nacht vollends die Lebenskraft gebrochen haben. Er war nach dem Willen der Eltern zu Hause gestorben. Still und friedlich, im unbesleckten Kleide der Taufschuld, ist er hinübergeschlummert in ein besseres Leben. Ich zweifle nicht, daß er mit dem hl. Joseph, seinem großen Patron, am Throne Gottes fortan eifrige Fürbitte einlegte für seine Eltern, namentlich für den armen, verblendeten Vater.

(Schluß folgt.)

### Ein Schwarzkünstler.

Von Schw. Amata, C. P. S.

Missionsstation Citeaux. — Als ich einst in Ungelabantwana, einer zweieinhalb Stunden von unserer Missionsstation entfernten Katecheseinstelle, Unterricht erteilt hatte, lief mir ein Bublein von etwa sieben Jahren nach und bat, mit in die Schule gehen zu dürfen. Der Vater war kränklich und schon ziemlich alt, die Mutter hatte auch nichts dagegen, und so nahm ich den Knaben mit.

Zeke, so hieß der kleine Held, war ein stiller, sanfter Junge; an den wilden, lärmenden Spielen seiner Altersgenossen hatte er wenig Freude, dagegen zeigte er großen Eifer in der Schule und übte sich nebenbei im Kneten und Formen von allerlei Figuren. Es steckte offenbar ein Künstler in ihm. Mit seltener Liebe und Hingebung formte er aus Lehm Hunde, Döfen, Pferde und Reiter. Das hatte er schon zu Hause so gemacht, auf der Missionsstation aber fand er noch zwei Genossen; und nun vertriegen sich diese Jungen zu dem Vorhaben, ein ganzes Döfensgeschloß mit neun Paar Döfen samt Wagen und Fuhrmann herzustellen, was ihnen über Erwarten gut gelang. Der Hauptkünstler dabei war und blieb immer Zeke; die andern waren nur seine Lehrjungen und Gehilfen. Später machten sie auch Kapellen, Lourdesgrotten und Kirchen mit zwei Türmen. Diese wurden namentlich an Samstagen schön geziert. Da wurden ins Innere Blumensträuße und Heiligenbildchen hineingestellt und der Fußboden mit bunten Flecken belegt, an den beiden Türmen aber Fähnchen ausgesteckt. Auch Gottesdienst wurde gehalten. Zuerst läutete Zeke seine

beiden Glocken, das heißt, er schlug mit zwei Blechplatten kräftig aufeinander, dann führte er seine Wagen, Döfen und Reiter herbei, stellte sie in schöner Ordnung rings um die Kirche auf und kommandierte die Leute hinein.

Besonders schön und feierlich ging es am letzten Weihnachtsfeste her. Schon Wochen lang zuvor hatte er alle seine freie Zeit dazu geopfert, unter einem Bäumchen eine große Krippe zu bauen. Das war nun eine Pracht; es fehlte nichts. Neben dem armen Jesuskindlein erblickte man Maria und Joseph, daneben knieten die Hirten, von ferne kamen die hl. drei Könige mit ihren Dienern; es gab Schafe, Hunde und Ziegen und tausend andere Dinge. Das Bäumchen hatte er mit bunten Papierstreifen geziert, und das Ganze war so schön, daß nicht nur unsere Schulkinder, sondern auch viele Erwachsene kamen, diese Wunderdinge zu sehen und anzustaunen.

Eine andere Passion des Kleinen bestand im Fischen, wobei er ebenfalls eine seltene Geschicklichkeit an den Tag legte. Gefischt wurde übrigens nur Sonntags nachmittags, sonst nicht; denn es fehlte ihm an Zeit. Einmal hörten die Schuljungen, der Vater Missionar werde sie bald verlassen, denn er sei nach einer anderen Missionsstation versetzt worden. Das tat ihnen leid und zum Abschied wollten sie ihm noch eine rechte Freude machen und eine geziemende Ehre antun. Der Plan war schnell gefaßt: einen großen, schönen Fisch wollten sie ihm präparieren, aber eigenhändig gebraten und fein zugerichtet. Der Fisch war schnell gefangen; bald loderte ein lustiges Feuerchen in geheimer Ecke, ein alter, unbrauchbarer Topfdeckel stand auch schon längst bereit; darauf legte man den Fisch und stellte ihn über ein paar Eisenstäbchen aufs Feuer. Etwas Fett und Salz hatten sie sich in der Schwesterküche zu verschaffen gewußt, dort bettelten sie auch noch einen schönen, weißen Teller, legten den kunstgerecht gebratenen Fisch darauf, wanderten zum Wohnhause des Vater Missionar und präsentierten ihm die kostbare Gabe zum Abschied.

Seitdem wurde Zeke getauft; er heißt jetzt Stephan und befindet sich in der Missionschule in Mariannahill, denn er hat Talent und will es noch weit bringen. Sogar Deutsch hat er zu lernen angefangen. Wie weit er es darin schon gebracht hat, zeigt folgender Brief, den er mir vor ein paar Wochen schrieb: Er lautet:

„Liebe Mutter! O ich selig sein überaus zu schreiben diese Zeilen auf Papier. Ich lebe immer noch, immer lernen und streben. Ich tat suchen spazieren gehen in Heimat, aber kein Geld. Jetzt ich beginne zu sprechen Deutsch drei Monate schon. Ich tat auch schreiben an Gabriel Hlongwana, mir zu schicken eine Angel zum Fischen. Ich habe nicht Essen für lange Zeit, nichts da, aber Fische im Wasser. Ich habe nicht mehr Worte als diese. Genug. Ich bin es

Stephan Ndshlovu.“

### Bilder aus dem afrikanischen Missionsleben.

Vom Hochw. P. Joseph Biegner, R. M. M.

Gmaus. — Dieser Tage hörte ich, ein junger, heidnischer Kaffer, der bei einem Engländer (einem Schotten) in Arbeit stand, sei so unglücklich vom Wagen abgesprungen, daß ihm am Oberschenkel das Bein abbrach. Ich fand ihn bei fremden Leuten in einer Hütte liegend. Um die Bruchstelle hatte man ihm ohne jede Unterlage ein paar Brettchen von einem Ristendeckel gelegt und das Ganze mit einer einzigen langen Binde zugeschnürt. Er litt große Schmerzen, allein niemand kümmerte sich um